

DER

WU MING-YI

MANN

MIT

DEN

FACETTEN

AUGEN



翼覆翼，光覆光

Wing above wing, flame above flame

Wu Ming-Yi

**Der Mann mit den
Facettenaugen**

Roman

Aus dem Chinesischen von Johannes Fiederling



Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Erster Teil

1. Im Fels
2. Nacht um Atile'i
3. Nacht um Alice

Zweiter Teil

4. Atile'is Insel
5. Alices Haus

Dritter Teil

6. Hafay und das Siebte Sissid
7. Alice und O-hi-o

Vierter Teil

8. Ussula, Ussula, willst du wirklich hinaus aufs Meer?
9. Hafay, Hafay, wir folgen dem Fluss
10. Daho, Daho, welchen Weg nehmen wir als nächstes?

Fünfter Teil

11. Vortex
12. Die andere Insel

Sechster Teil

13. Atile'i
14. Alice
15. Daho
16. Hafay

Siebter Teil

17. Die Geschichte von Atile'is Insel

- 18.Die Geschichte von Alices Insel
- 19.Die Geschichte von Dahos Insel
- 20.Die Geschichte von Hafays Insel

Achter Teil

- 21.Durch den Berg
- 22.Es wird Regen geben
- 23.Der Mann mit den Facettenaugen I

Neunter Teil

- 24.Küstenstraße
- 25.Bergpfad
- 26.Der Mann mit den Facettenaugen II

Zehnter Teil

- 27.Die Höhle im Wald
- 28.Die Höhle in der Felswand
- 29.Der Mann mit den Facettenaugen III

Elfter Teil

- 30.Der Mann mit den Facettenaugen IV
- 31.Am Ende des Weges

Erster Teil

Die Bewohner Wayowayos fragten nicht nach dem Alter eines Menschen. Wie die Bäume wuchsen sie langsam in die Höhe und stellten den Blumen gleich ihre Geschlechtsteile zur Schau. Geduldig wie die Muscheln harrten sie aus im Strom der Zeit, und wenn sie starben, taten sie es mit einem Lächeln auf den Lippen, das dem der Meeresschildkröten ähnelte. Ihre Seelen waren immer noch ein wenig älter, als ihr Äußeres vermuten ließ, und da sie so viel auf die See hinausblickten, lag stets etwas Melancholisches in ihren Augen, über die sich im Alter oft ein grauer Schleier legte.

1. Im Fels

Das Spaltenwasser plätscherte seicht vor sich hin, als der Berg mit einem Mal einen gewaltigen Laut von sich gab, der zugleich aus fernster Ferne zu kommen schien.

Alle verstummten für einen Moment.

Lee Rong-Hsiang schrie auf. Das war kein Wassereinbruch. Auch kein absackendes Geröll oder eine berstende Gesteinsschicht. Es klang eher wie ein perfekt geformtes Glasgefäß, das einen Stoß abbekommen hat und im ersten Moment noch unversehrt wirkt, während sich heimlich haarfeine Risse zu formen beginnen. Doch kurz darauf erstarb das Geräusch wieder. Die gesamte Belegschaft unter Tage und im Kontrollraum war so still, dass man einander atmen hören konnte, unterbrochen nur vom Rauschen der Funkgeräte.

Konrad ließ langsam die Luft aus seinen Lungen entweichen: »Habt ihr das eben gehört? Was war das?«, fragte er in schwerfälligem Englisch. Niemand antwortete. Alle hatten das Geräusch wahrgenommen, doch niemand vermochte es zu beschreiben. Plötzlich fiel ohne Vorwarnung die komplette Stromversorgung aus. Von einem Augenblick auf den nächsten war die Aushöhlung, die tief ins Bergmassiv hineinreichte, in völlige Dunkelheit getaucht. Man konnte die Augen noch so sehr anstrengen, vor einem lag nichts als undurchdringliches Schwarz. In diesem Moment erklang das Geräusch ein weiteres Mal, so als bewegte sich im Fels ein Wesen von immenser Größe auf die Männer zu oder von ihnen weg.

»Ruhe! Ganz still bleiben.« Lee Rong-Hsiang sprach bewusst leise, um durch den Widerhall seiner Stimme keine Vibrationen in der Felswand und damit womöglich einen weiteren Einsturz auszulösen. Doch in Wirklichkeit wagte ohnehin niemand, auch nur den geringsten Laut von sich zu geben.

2. Nacht um Atile'i

Für die Bewohner von Wayowayo war die Welt eine Insel.

Diese Insel lag inmitten eines unermesslich weiten Ozeans, so weit von jedem Kontinent entfernt, dass im kollektiven Gedächtnis der Insulaner zwar noch eine Erinnerung daran lebte, dass vor langer Zeit einmal Weiße auf der Insel angelandet waren, jedoch hatte keiner von ihnen jemals die Insel verlassen, geschweige denn Erzählungen von anderen Landmassen mit nach Hause gebracht. Das Inselvolk der Wayowayo glaubte, dass die ganze Welt aus Meer bestand und dass Kabang (was in ihrer Sprache so viel wie »Gott« bedeutete) diese Insel für sie geschaffen hatte, als hätte er eine winzige Muschelschale in einen großen Wasserbottich gesetzt. Ihre Insel folgte der Strömung des Meeres und das Meer versorgte die Wayowayo mit Nahrung. Allerdings gab es auch Meerestiere, die als Verkörperung Kabangs galten, so zum Beispiel der Asamo, ein schwarz-weiß gestreifter Fisch, den Kabang geschickt hatte, um die Wayowayo zu bespitzeln und auf die Probe zu stellen, daher durfte man ihn keinesfalls essen.

»Wenn du nicht aufpasst und einen Asamo verspeist, dann wachsen dir rund um den Bauchnabel herum Fischschuppen. Du kannst kratzen so viel du willst, du bekommst sie nie wieder weg.« Zum Gehen musste sich der Meereskundige auf einen Walknochen stützen. Doch jeden Tag setzte er sich in der Abenddämmerung unter einen Baum und erzählte den Kindern alle Geschichten der

Wayowayo, die vom Meer handelten. Er erzählte so lange, bis die Sonne im Meer versank, bis aus den Kindern Jugendliche wurden und aus den Jugendlichen, nachdem sie ihr Initiationsritual durchlaufen hatten, Erwachsene. Jedes seiner Worte roch nach Meer und selbst in seinem Atem lag noch etwas Salziges.

»Was ist denn schlimm daran, wenn einem Fischschuppen wachsen?«, wollte ein Junge wissen. Alle Kinder hier hatten große runde Augen, die an jene nachtaktiver Tiere erinnerten.

»Aber mein Kind, Menschen dürfen keine Fischschuppen bekommen, so wie Meeresschildkröten nicht mit dem Bauch nach oben schlafen können.«

An anderen Tagen nahm der Erdenweise die Kinder mit zu den Feldern und Hügeln, wo Akaba wuchs, was so viel bedeutete wie »Pflanze, die wie eine Hand aussieht«. Die üppig wuchernde Akaba mit ihren Blättern, die an unzählige, zum Himmel betende Hände erinnerten, war eine der wenigen stärkehaltigen Pflanzen, die auf der Insel vorkamen. Da es kaum Werkzeuge gab, legten die Bewohner Wayowayos ihre Beete an, indem sie Bruchsteine auf der Erde aufschichteten, einerseits als Windschutz, andererseits um die Erde feucht zu halten. »Man braucht Liebe. Mit Liebe ummauern wir die Erde. Erde ist das kostbarste Gut, das es auf Wayowayo gibt, ebenso wertvoll wie der Regen und die Herzen der Frauen.« Der Erdenweise brachte den Kindern bei, wie man die Steine zu legen hatte. Seine Haut war furchig wie ausgetrockneter Lehm, sein Rücken rund wie ein Erdhügel. »Es gibt nur drei Dinge auf der Welt, auf die man vertrauen kann, Kinder: Kabang, das Meer und die Erde.«

Im Südosten der Insel gab es eine von Korallen eingefasste Lagune, ein nahezu idealer Ort, um mit kleinen Wurfnetzen auf Fischfang zu gehen oder Muscheln zu

sammeln. Außerdem lag etwa »zehn Kokosschalen« (die Entfernung, die man erhält, wenn man zehn Mal einen Kokosnussschalenweitwurf ausführt) nordöstlich der Insel ein Korallenriff, das bei Ebbe fast vollständig aus dem Wasser ragte. Dort lebten eine Vielzahl von Meeresvögeln. Zur Vogeljagd verwendeten die Wayowayo eine aus Ästen und Pflanzenfasern gebundene Jagdwaffe, die sie *Guwana* nannten. Ein Guwana sah aus wie ein simpler Stock, der an einem Ende spitz und am anderen stumpf war. Das stumpfe Ende hatte ein Loch, an dem eine aus Engelwurz geflochtene Schlinge befestigt wurde. Die Jäger ruderten in ihren Einbäumen in die Nähe der Koralleninsel und ließen sich dann von der Strömung daran vorbei treiben. Dabei taten sie so, als beachtetten sie die Vögel gar nicht und beteten stattdessen stumm zu Kabang. Erst wenn sie sich unmittelbar neben einem Vogel befanden, schleuderten sie blitzschnell und mit aller Kraft das Guwana. Wenn Kabang seinen Segen gab, legte sich die Schlinge genau um den Hals eines Vogels. Ein Ruck mit der Hand und sie zog sich zu, wonach das spitze Ende des Guwana zum Einsatz kam. Wenn das Blut den Schaft herabrann, sah es aus, als sei der Stock selbst tödlich verwundet. Albatrosse, Tölpel, Möwen, Fregatt- und Sturmvögel wehrten sich gegen das Guwana, indem sie so viele Nachkommen wie möglich zeugten. Im Frühling bedeckten sie das Riff mit ihren Eiern und Nestern. Dann gab es für die Inselbewohner jeden Tag Eier in Hülle und Fülle, und so zierte ihre Gesichter während dieser Jahreszeit ein grimmiges, aber zufriedenes Lächeln.

Wie auf allen Inseln mangelte es auch auf Wayowayo oft an Süßwasser. Außer Regenwasser gab es lediglich einen kleinen See im Zentrum der Insel. Die Hauptnahrung der Insulaner, Meeresfrüchte und Vogelfleisch, hatte zudem einen sehr hohen Salzgehalt. Sie verlieh den Menschen ein dunkles, dürres Äußeres und sorgte für chronische

Verstopfung. Wenn die Wayowayo sich morgens über ihren eigens dafür angelegten Gruben erleichterten, das Gesicht dem Meer zugewandt, standen nicht wenigen von ihnen von der Anstrengung Tränen in den Augen.

Die Insel war nicht groß. Wenn man sich um die Frühstückszeit herum auf den Weg machte, brauchte man keine besonders langen Beine, um kurz nach dem Mittagessen wieder dort anzukommen, wo man losgelaufen war. Und weil die Insel so klein war, teilten ihre Bewohner ihren Alltag grob in »dem Meer zugewandt« und »dem Meer abgewandt« ein, wobei die kleine Erhebung im Zentrum der Insel diesen Redewendungen als Bezugspunkt diente. Wenn man sich unterhielt, wandte man sich dem Meer zu, wenn man aß, tat man das Gegenteil; gebetet wurde mit dem Gesicht zum Meer und wenn man Liebe machte, kehrte man ihm den Rücken zu, um Kabang nicht zu erzürnen.

Auf Wayowayo gab es keine Häuptlinge, nur einen Ältestenrat. Der Weiseste unter den Alten wurde »meeresgleich« genannt. Die Häuser von Familien, die schon einmal »Meeresgleiche« hervorgebracht hatten, erkannte man daran, dass ihre Front dem Meer zugewandt war, sowie an den mit Muscheln und Schnitzereien verzierten Eingängen. Die Seitenwände der länglichen, wie umgedrehte Einbäume anmutenden Gebäude waren mit Fischhäuten bespannt und ein jedes von ihnen überdies mit einem aus Korallengestein aufgeschichteten Windfang versehen.

Die Inselbewohner kannten keinen Ort, an dem man das Meer nicht hörte, und genauso war es ihnen unmöglich, einen Satz von sich zu geben, in dem das Meer nicht vorkam. Morgens grüßten sie sich mit den Worten: »Fährst du heute raus?«, mittags fragte man: »Wollen wir zusammen unser Glück versuchen?«, und abends rief man

sich zu: »Du musst mir später vom Meer erzählen!« Wenn jemand auf die See hinaus ruderte, riefen ihm die Leute vom Ufer aus hinterher: »Pass auf, dass die Monai dich nicht mitnehmen!« *Monai* war ihr Wort für »Welle«. Trafen sich zwei Freunde, fragte der eine: »Wie ist heute das Wetter auf dem Meer?«, und selbst wenn gerade ein Sturm tobte, lautete die Antwort stets: »Klarer Himmel über ruhiger See.« Die Sprache der Wayowayo klang wie die Rufe der Meeresvögel, scharf und hell. Wie deren Schwingen zitterte sie leicht, wenn es in eine neue Richtung ging, und das Ende eines jeden Satzes markierte ein Laut, der an die Wellen erinnerte, die sich bilden, wenn ein Vogel ins Meer eintaucht.

Manchmal gab es nicht genug zu essen, manchmal war das Wetter zu schlecht, um fischen zu gehen, und manchmal kam es zu Streit zwischen zwei Stämmen, aber ganz gleich, wie das Leben ihnen mitspielte, jeder Wayowayo trug einen unerschöpflichen Schatz an Meereshistorien in sich. Sie erzählten sie sich, wenn sie zusammen aßen oder sich zufällig über den Weg liefen, bei wichtigen Stammesfesten genauso wie beim Liebemachen, und es kam vor, dass sie selbst im Schlaf noch weiter erzählten. Zwar hatte noch nie jemand ihre Geschichten gesammelt und aufgezeichnet, aber womöglich werden die Anthropologen in der Zukunft einmal feststellen, dass es nirgendwo sonst so viele Meereshistorien gab wie auf Wayowayo. Der Lieblingssatz der Insulaner lautete: »Erzähl mir eine Geschichte vom Meer.« Die Bewohner Wayowayos fragten nicht nach dem Alter eines Menschen. Wie die Bäume wuchsen sie langsam in die Höhe und stellten den Blumen gleich ihre Geschlechtsteile zur Schau. Geduldig wie die Muscheln harrten sie aus im Strom der Zeit, und wenn sie starben, taten sie es mit einem Lächeln auf den Lippen, das dem der Meeresschildkröten glich. Ihre Seelen

waren immer noch ein wenig älter als ihr Äußeres vermuten ließ, und da sie so viel auf die See hinausblickten, lag stets etwas Melancholisches in ihren Augen, über die sich im Alter oft ein grauer Schleier legte. Noch auf dem Totenbett fragten die zumeist völlig erblindeten Alten ihre Enkel: »Wie ist das Wetter auf dem Meer?« Den Wayowayo galt es als größte Gnade Kabangs, wenn man beim Anblick des Meeres sterben durfte, und es war ihr Lebenstraum, im Moment des Todes zumindest geistig das Bild vom Meer vor Augen zu haben.

Wenn den Wayowayo ein Junge geboren wurde, wählte dessen Vater einen Baum für ihn aus. In den Stamm dieses Baumes wurde jedes Mal, wenn der Mond einmal gestorben und wiedergeboren worden war, eine Kerbe geritzt. Sobald die hundertste Kerbe gemacht war, war es an der Zeit, dass der Junge sich sein eigenes Tailawaka baute. Der Engländer S. Percy Smith, der vor langer Zeit als erster und bisher einziger Anthropologe auf der Insel gelandet war, hatte die Tailawaka fälschlicherweise als Einbäume beschrieben, dabei wurden sie aus Pflanzenfasern hergestellt. Die Insel war viel zu klein und hatte gar nicht genug Bäume, die dick genug waren, als dass man daraus Einbäume hätte fertigen können. Smiths Aufzeichnungen diesbezüglich waren daher anthropologisch gesehen ein Witz, wenngleich man ihm sein Missverständnis nachsehen mochte, denn auf den ersten Blick hätte jeder ein Tailawaka für einen Einbaum gehalten. Die Wayowayo banden zunächst aus Baumästen, Peddigrohr und mehreren verschiedenen Schilfgras-Arten ein Gerüst, das sie anschließend mit einer aus eingeweichten Pflanzenfasern hergestellten Zellulosemasse bestrichen und trocknen ließen. Dieser Schritt wurde dreimal wiederholt. Wenn der Rohling fertig war, füllten sie alle Ritzen und Spalten mit Torflehm aus und überzogen

ihn abschließend mit einer dicken, wasserfesten Schicht Baumharz. Oberflächlich betrachtet wirkte ein Tailawaka tatsächlich ebenso massiv und makellos wie ein ausgehöhlter Baumstamm.

Dem jungen Mann, der gerade am Ufer saß, gehörte das schönste und robusteste Tailawaka von allen. In seinem Gesicht vereinten sich die besonderen Merkmale der Wayowayo: eine flache Nase, tief liegende Augen und eine sonnenstrahlende Haut, hinzu kamen ein melancholischer Rücken und pfeilgleiche Gliedmaßen.

»Atile'i, sitz nicht so da rum, die Meeresgeister können dich sehen!«, rief ein Alter dem Jüngling im Vorbeigehen zu.

Wie alle Wayowayo hatte auch Atile'i einmal geglaubt, die ganze Welt bestünde bloß aus einer einzigen Insel, die wie eine leere Muschelschale auf dem Ozean trieb.

Das Bootsbauen hatte Atile'i von seinem Vater gelernt. Er galt als der beste Bootsbauer von allen, sogar noch besser als sein älterer Bruder, Nale'ida. Obwohl er noch jung war, war er flink wie ein Fisch und konnte beim Speerfischen mit einem Atemzug drei Mahi-Mahis fangen. Alle Mädchen der Insel schwärmten insgeheim für ihn und träumten davon, dass er sie eines Tages auf der Straße anhalten und ins hohe Gras tragen würde. Wenn sie dann drei volle Monde später sicher sein konnten, von ihm schwanger zu sein, würden sie es Atile'i heimlich wissen lassen und zu Hause mit gespielter Unschuld darauf warten, dass er vorsprach und mit einem aus Walbein gefertigten Messer um ihre Hand anhielt. Wahrscheinlich ging es auch dem schönsten Mädchen der Insel, Ussula, nicht anders.

»Das Schicksal hat Atile'i zum Zweitgeborenen gemacht. Zweitgeborene können noch so gut tauchen, der

Meeresgott will sie, die Insel nicht.« Atile's Mutter wiederholte diese Sätze oft. Wer immer gerade bei ihr war, nickte dann bloß wissend. Einen zweiten Sohn zu bekommen war das Schlimmste, was einer Wayowayo-Frau widerfahren konnte. Atile's Mutter sprach den ganzen Tag kaum von etwas anderem, mit bebenden Lippen, als könne sie dadurch etwas am Zweitgeborenenenschicksal ihres Sohnes ändern.

Abgesehen von Fällen, in denen der erstgeborene Sohn im Kindesalter verstarb, heirateten Zweitgeborene so gut wie nie und wurden auch nicht zu Meeresgleichen. Denn am hundertachtzigsten Vollmond nach ihrer Geburt sandte man sie aus auf eine Fahrt ohne Wiederkehr. Sie bekamen lediglich Trinkwasser für zehn Tage mit auf den Weg und es war ihnen verboten umzukehren. Auf Wayowayo gab es die Redewendung: »Das sehen wir, wenn dein Zweitgeborener wiederkommt.« Sie bedeutete schlicht: Vergiss es!

Atile's Wimpern zuckten. Das getrocknete Meerwasser hatte seinen Körper mit einer feinen Schicht aus Salzkristallen überzogen und er glitzerte, als hätten die Meeresgötter selbst ihn gezeugt. Morgen schon würde er in seinem Tailawaka auf die offene See hinausfahren. Er stieg auf den höchsten Felsen der Insel und sah zu, wie die Wellen aus der Ferne heranrollten und eine nach der anderen weiß gekräuselte Falten warfen. Wasservögel umsegelten die Küste, und bei ihrem Anblick musste er unweigerlich an Ussula denken, deren Figur ebenso leicht und anmutig wirkte wie ein Vogel im Flug. Es fühlte sich an, als wäre sein Herz seit Millionen von Jahren dem Ansturm der Wellen ausgesetzt und kurz davor zu bersten.

Als es dunkel wurde, versteckten sich die jungen Frauen und Mädchen, die ein Auge auf Atile'i geworfen hatten, dem Brauch gemäß im Wildgras entlang des Weges und lauerten ihm auf. Es war, als müsse er sich bloß einem

Grasbüschel nähern, und schon wurde er abgefangen. Jedes Mal hoffte er insgeheim, dass es Ussula sein möge, die ihn dahinter erwartete, doch ein ums andere Mal wurde seine Hoffnung enttäuscht. Wieder und wieder machte Atile'i Liebe mit den Mädchen im Gras. Es war das Einzige, was von ihm auf der Insel zurückbleiben durfte. Wenn einen ein Wayowayo-Mädchen ins Gras zog, musste man mit ihm Liebe machen, alles andere wäre unanständig. Es war eine moralische Pflicht und zugleich eine Chance, der Insel ein Kind zu hinterlassen.

Nur in der letzten Nacht, bevor ein Zweitgeborener seine Reise antrat, durften die Wayowayo-Mädchen die Sache selbst in die Hand nehmen und dem Mann ihrer Wahl auflauern. Auf seinem Weg hin zum Wildgras bei Ussulas Haus machte Atile'i mit aller Kraft Liebe - nicht, weil er es genoss, sondern um zu Ussulas Haus zu gelangen, bevor der Morgen anbrach. Sein Gefühl sagte ihm, dass sie dort auf ihn wartete. Die anderen Mädchen spürten, dass Atile'i es eilig hatte weiterzukommen, sobald er in sie eingedrungen war, und sie fragten ihn verletzt:

»Atile'i, warum liebst du mich nicht?«

»Du weißt doch, gegen das Meer sind Gefühle machtlos.«

Erst, als der Himmel bereits so hell schimmerte wie der Bauch eines Fisches, näherte Atile'i sich endlich Ussulas Haus. Eine Hand zog ihn sanft ins Gras. Atile'i zitterte wie ein Meeresvogel, der an einen Felsen gekauert vor einem Unwetter Schutz sucht. Er hatte Mühe, eine Erektion zu bekommen. Nicht, weil er erschöpft gewesen wäre, sondern weil sein Herz sich seit dem Blick in Ussulas Augen anfühlte, als wäre eine Nesselqualle darüber gestreift.

»Atile'i, warum liebst du mich nicht?«

»Wer sagt das? Gegen das Meer sind Gefühle machtlos!«

Sie lagen sich lange in den Armen. Atile'i hatte die Augen geschlossen, doch es kam ihm vor, als schwebte er in großer Höhe und blickte herab auf den endlos weiten Ozean. Allmählich kehrte das Leben zurück in seinen Körper. Atile'i versuchte zu vergessen, dass er bald schon aufs Meer hinausfahren musste, und konzentrierte sich ganz darauf, Ussulas Körperwärme nachzuspüren, solange er in ihr war. Sobald es hell wurde, würden alle im Dorf zum Hafen kommen, um ihn zu verabschieden. Bis auf den Meereskundigen und den Erdenweisen wusste niemand, dass auch die Seelen aller vergangenen Zweitgeborenen in dieser Nacht auf die Insel zurückgekehrt waren, um dem glitzernden Atile'i, der aussah wie ein Abkömmling der Meeresgötter selbst, Geleit zu geben, wenn er mit seinem eigens gebauten Tailawaka und der »Sprechenden Flöte«, die Ussula ihm geschenkt hatte, die Reise zum gemeinsamen Schicksal aller Zweitgeborenen antrat.

3. Nacht um Alice

Als Alice an diesem Morgen aufwachte, beschloss sie zu sterben.

Tatsächlich hatte sie längst alles geregelt, was es vor einem Selbstmord zu regeln galt. Oder anders ausgedrückt: Es gab nichts mehr, das sie daran hinderte. Sie hatte nichts mehr zu vergeben, war niemandem mehr etwas schuldig. Sie war einfach nur noch eine Frau auf der Suche nach dem Tod, lebensmüde und ohne nennenswerten Besitz.

Aber Alice war auch stur. Und sie war niemand, der die Menschen, die ihr etwas bedeuteten, im Stich ließ. Es gab nicht viele Menschen auf der Welt, die ihr etwas bedeuteten, bloß Toto und die Studentinnen und Studenten, deren Träume auf ihr lasteten. Sie hatte einmal eine glasklare Vorstellung davon besessen, was sie sich für die eigene Zukunft wünschte, doch nun war alles verwaschen und trüb.

Als Erstes hatte Alice ihre Kündigung eingereicht. Als sie die Karte abgab, die sie als Fakultätsmitglied auswies, war ihr, als fiel eine schwere Last von ihr ab. Doch es war kein gewöhnliches Aufatmen, vielmehr glich es der Erleichterung nach einem Leben randvoll mit Schmerz und Leid: Endlich war es vorüber – mochte das nächste Leben ein besseres sein.

Alice hatte ein Literaturstudium absolviert, um ihren Traum, Schriftstellerin zu werden, zu verwirklichen. Danach hatte sie problemlos eine Dozentenstelle an der Uni bekommen. Mit ihrem zarten, sensibel anmutenden

Äußeren schien sie perfekt dem stereotypen Bild einer Literatin zu entsprechen, das in der eher konservativen Gesellschaft noch immer vorherrschte. Nicht wenige hatten ihr diesen bodenständigsten aller Wege, eine literarische Karriere zu beschreiten, geneidet. Doch nur Alice wusste, dass sie seither meist nicht einmal dazu gekommen war, aus der Ferne literarische Luft zu schnuppern, von eigenen Werken ganz zu schweigen. Ihr Deputat und ihre Forschungsaufgaben ließen keine Zeit zum Schreiben übrig. Wenn sie im Büro das Licht ausschaltete und nach Hause fuhr, dämmerte am Himmel meistens schon das erste Morgenlicht.

Sie hatte sich dafür entschieden, die Bücher und den sonstigen Inhalt ihres Büros an ihre Studenten zu verschenken. Sie hatte sich, möglichst unsentimental, jeweils mit einem gemeinsamen Mittagessen von den einzelnen Masterstudenten verabschiedet, die sie betreute, um ihnen ein letztes Mal in die Augen zu sehen.

Wie jung sie doch sind, dachte sie.

In ihrer kindlichen Naivität glaubten sie noch daran, dass ihr Leben sie an einen erhabenen Ort voller Geheimnisse geführt hatte, dabei war nichts dahinter, bloß ein hohles, mit lauter Gerümpel vollgestelltes Kellerabteil. Sie bemühte sich, einen letzten Rest von Wärme in ihren Blick zu legen, so zu tun, als hörte sie aufmerksam und interessiert zu. Dabei war kaum mehr als ihre irdische Hülle zugegen, in die Luft hinein- und wieder hinausströmte. Mit Alice zu sprechen war, als ob man Steine in ein leeres Haus warf, das nicht einmal mehr Fenster hatte. Wenn sich hin und wieder etwas in ihr regte, war es meistens eine Erinnerung an Toto oder die Frage, wie sie sich das Leben nehmen sollte. Dabei war das Nachgrübeln über Letzteres ziemlich albern, fand sie.

Immerhin hatte sie den Ozean direkt vor der Haustür, oder etwa nicht?

Von ihren Kollegen verabschiedete sie sich so stillschweigend wie möglich, um im Gespräch nicht versehentlich ihren abgründigen Zynismus zu offenbaren. Als sie mit dem Auto ein letztes Mal aus der Stadt heraus und durch die umgebenden Siedlungen fuhr, fiel ihr plötzlich auf, dass die Szenerie sich in den zehn Jahren, die sie hier bereits lebte, äußerlich nicht groß verändert hatte. Und doch war der Anblick der Talebene mit ihren kleinen Ortschaften, der sie einst angezogen hatte, nicht mehr derselbe. Die riesigen Blätter der Bäume, die von einem Moment auf den nächsten aufziehenden Wolken, die Wellblechdächer auf den Wellblechhäusern, der Fluss, der gleich hinter der nächsten Biegung auftauchen würde und so gut wie kein Wasser mehr führte, die grellbunten, geschmacklosen Werbetafeln ... All die Dinge, die ihr einst freundlich und vertraut erschienen waren, wirkten nun welk und unwirklich, hatten nach und nach jeden Bezug zu ihr verloren. Sie erinnerte sich an ihr erstes Jahr hier im Osten der Insel. Damals war die üppige Vegetation entlang der Straße den Menschen noch ganz nah gewesen. Jetzt hatte die Straße Berge und Meer in weite Ferne gerückt.

Dieses Land hat einmal den Ureinwohnern gehört, dachte Alice. Dann waren die Japaner gekommen, dann die Han-Chinesen und schließlich die Touristen. Schwer zu sagen, wem es jetzt gehörte. Wahrscheinlich wohl den Leuten, die sich allenthalben »Bauernhäuser« auf ihr frisch gekauftes Stück Ackerland gesetzt, einen fettwanstigen, hohlköpfigen Gouverneur ins Amt gewählt und zu guter Letzt auch noch die neue Schnellstraße durchgesetzt hatten. Seit ihrem Ausbau wurden Küste und Tal übersät mit einer Vielzahl exotischer Gebäude, eines weniger authentisch als das andere, beinahe so, als hätte jemand

aus Spaß eine Art »Weltkulturdorf« errichtet, dessen wohlbetuchte Einwohner sich allerdings bloß in den Ferien hier blicken ließen. Überall brachliegender Boden und leerstehende Häuser. Der Landkreis H sei das »Reine Land« der Insel – die wenigen Kulturschaffenden vor Ort bedienten sich mit Vorliebe abgehalfterter Phrasen wie dieser, um ihren billigen Lokalpatriotismus zur Schau zu stellen. Alice musste dann immer an den Zustand von Hs Kulturdenkmälern sowie seiner öffentlichen Infrastruktur denken: Bis auf eine kleine Zahl indigener Vorführgebäude und einiger weniger Überbleibsel aus der japanischen Kolonialzeit, die man zu Ausstellungszwecken unterhielt, schienen alle menschengemachten Beiträge zur Szenerie bewusst darauf ausgerichtet, das Landschaftsbild zu zerstören.

Einmal, als während der Essenspause bei einer Tagung einer ihrer Kollegen, Professor Wang, wieder einmal scheinheilig davon schwadronierte, dass »die Erde in H nicht an den Menschen kleben bleibt, sondern die Menschen an ihr«, hatte Alice die Beherrschung verloren: »Und was kommt dabei raus? Lauter wild zusammengewürfelte, falsche ›Bauernhäuser‹ und gekünstelte Pensionen mit künstlichen Zierbäumchen davor. Die Leute, die daran kleben bleiben, sind mindestens genauso künstlich. Was soll das bringen?«

Professor Wang war so perplex, dass er einen Moment lang ganz vergaß, die arrogante Indignation des Senior-Professors raushängen zu lassen, mit der er für gewöhnlich den Einwüfen jüngerer Kollegen begegnete. Mit seinen dreieckigen Augen, den grau melierten Haaren und dem ölgänzenden Gesicht wirkte er eher wie ein Geschäftsmann. Wobei Alice, wenn sie ehrlich war, inzwischen oft große Mühe hatte, den Unterschied zwischen diesen beiden Professionen zu benennen. Er

brauchte eine Weile, bis er sich fasste und fragte: »Was wäre Ihrer Ansicht nach denn authentisch? Was ist überhaupt noch echt?«

Was ist noch echt? Diese Frage ging Alice während der Fahrt nicht mehr aus dem Kopf.

Es war April und überall lag der Geruch feuchter Lethargie in der Luft, ein Geruch wie von Geschlechtsverkehr. Wenn sie nach rechts sah, blickte sie ins Hochgebirge: das taiwanische Zentralmassiv, *das* prägende Merkmal der Insel. Bis heute musste sie hin und wieder – nein, jeden Tag – daran denken, wie Toto damals seinen Kopf aus dem Autofenster gereckt hatte. Er trug eine tarnfarbene Baseball-Mütze, sah aus wie ein kleiner Soldat. In ihrer Erinnerung hatte er manchmal eine Windjacke an, manchmal auch nicht. Manchmal winkte er, manchmal ließ er es. Aber mit Sicherheit drückten seine Füße kleine Mulden in den Autositz. Es war Alices letzte Erinnerung an Toto und Thom.

Als der Kontakt zu ihnen abgerissen war, hatte Alice als Erstes Daho angerufen. Daho war einer von Thoms Bergsteigerfreunden und außerdem Mitglied bei der Bergrettung. Kaum jemand kannte das umliegende Gebirge so gut wie er.

»Es ist alles Thoms Schuld!« Sie hatte Daho regelrecht angeschrien.

»Mach dir keine Sorgen. Solange sie in den Bergen sind, finde ich sie«, hatte er sie zu beruhigen versucht.

Thom stammte aus Dänemark, einem Land, so flach, dass es nicht einen echten Berg besaß. Kurz nach seiner Ankunft in Taiwan hatte er mit dem Bergsteigen begonnen, und nachdem er mit Daho zusammen schließlich auch die anspruchsvolleren Routen allesamt durchgestiegen war, hatte er im Ausland weiter Alpinismus trainiert, um die

Siebentausender der Welt in Angriff zu nehmen. Seitdem war Taiwan für ihn bloß ein Ort gewesen, wo er ab und zu Halt machte. Alice hatte gespürt, wie sie von Tag zu Tag älter wurde, keine Kraft mehr hatte für ein Leben, in dem sie jederzeit darauf gefasst sein musste, dass Thom eines Tages nicht mehr heimkam. Ganz abgesehen davon, dass Thom, wenn er denn mal zu Hause gewesen war, auch bloß mit abwesendem Blick herumgesessen und irgendwohin in weite Ferne gestarrt hatte.

Wahrscheinlich war das der Grund, warum Alice seit einiger Zeit zuallererst an Toto dachte, gefolgt von Daho und dann erst an Thom. Nein, eigentlich dachte sie fast gar nicht mehr an ihn. Er hatte sich und sein Wissen über die Berge dermaßen überschätzt, fast als hätte er vergessen, dass er aus einem vollkommen flachen Land kam. Was hatte er sich dabei gedacht? Wie konnte er Toto einfach mit in die Berge nehmen und nicht mehr zurückbringen? Sie malte sich oft aus, was gewesen wäre, wenn sich Thom an jenem Tag unwohl gefühlt hätte, wenn er vergessen hätte, das Auto aufzuladen, oder schlicht verschlafen hätte ... Dann wäre jetzt alles anders.

»Mach dir keine Sorgen, wir gehen bloß Insekten sammeln. Da, wo wir hingehen, ist es völlig ungefährlich. Gar kein Problem.« Thom hatte versucht, sie zu beruhigen, doch Alice hatte den Unwillen gespürt, der sich in seiner Stimme verbarg. »Außerdem ist es eine Route, die absolut jeder hier kennt.«

Die meisten Leute glaubten ihr nicht, dass Toto mit gerade mal zehn Jahren bereits äußerst versiert im Klettern und Bergsteigen war. Außerdem wusste er wahrscheinlich mehr über Gebirgswälder als die meisten Uniabsolventen mit einschlägigem Studium. Toto war nun mal ein Kind der Berge. Sie hatte sich sehr zurückgenommen und nicht versucht, ihn von dem, was er liebte, fernzuhalten.

Vielleicht war es, wie Daho gesagt hatte: »Schicksalsmomente geschehen, weil es Schicksalsmomente sind. Sie sind in Bewegung, wie der Pfeil auf der Suche nach dem Wildschwein.«

Daho war ein guter Freund, von Alice und von Thom. Er war Taxifahrer, Bergretter, Hobbybildhauer, Waldschützer und ehrenamtlicher Mitarbeiter mehrerer Nichtregierungsorganisationen entlang der Ostküste. Wie alle Bunun war auch Daho eher klein und stämmig gebaut, besaß dafür jedoch einen nahezu unwiderstehlich intensiven Blick. Man durfte ihm auf keinen Fall direkt in die Augen sehen, wenn man sich mit ihm unterhielt, sonst konnte man sich leicht einbilden, dass er in einen verliebt sei – oder man verliebte sich aus Versehen selbst in ihn.

Vor ein paar Jahren hatte Dahos Frau ihn verlassen. Zurück blieb nur die gemeinsame Tochter Umav sowie eine handgeschriebene Nachricht, in der sie, anstatt sich zu erklären, bloß auflistete, wie viel Geld sie abgehoben und welche Dinge sie mitgenommen hatte. Darunter stand in extragroßen Schriftzeichen: *Das steht mir zu*. Umav war lediglich ein weiterer Eintrag in der Liste der Besitztümer, die sie Daho zugeschrieben hatte, als vermachte sie ihm ein Haustier.

Eine Zeit lang hatte Daho Umav wohlgemeint hin und wieder ein paar Tage bei Alice wohnen lassen, aber es hatte sich bald gezeigt, dass sich Alices Trauer so nicht lindern ließ. Im Gegenteil, es führte dazu, dass sich die Melancholie bei beiden nur noch vertiefte. Es kam vor, dass Alice wie aus einer tiefen Trance aufwachte, nur um festzustellen, dass sie den ganzen Nachmittag über nicht ein Wort mit Umav gewechselt hatte. Umav saß die meiste Zeit bloß da und blickte unruhig aufs Meer hinaus. Dabei fixierte sie ihren Pony unaufhörlich mit einer Haarspange, löste die Spange wieder, steckte sie erneut fest, löste sie

wieder, steckte sie wieder fest, und so fort, als wäre ihr Haar kaum zu bändigen und müsse immer wieder neu in Form gebracht werden. Schließlich bat Alice Daho ganz offen, Umav nicht mehr vorbeizuschicken, und seitdem die Suchaktion ergebnislos eingestellt worden war, ging sie auch nicht mehr ans Telefon, wenn er anrief, um sich in regelmäßigem Abstand nach ihrem Wohlergehen zu erkundigen.

Alice hatte beschlossen, zu einer lebenden Mauer zu werden. Das Einzige, auf das sie sich noch freute, war der Schlaf. Mit geschlossenen Augen konnte man in Wirklichkeit mehr sehen. Zunächst versuchte sie, vor dem Zubettgehen zu meditieren und bewusst an Toto zu denken, damit er ihr im Traum begegnete; später tat sie alles, um das zu vermeiden – nur um festzustellen, dass es noch viel mehr wehtat, wenn die Träume ausblieben, als wenn er ihr im Traum erschien. Die Qual der nach dem Erwachen immer wieder neu über sie hereinbrechenden Erkenntnis, dass Toto *nicht* da war und sie bloß von ihm geträumt hatte, nahm sie in Kauf. Es kam vor, dass sie nachts wach wurde und mit einer Taschenlampe in der Hand leise über den Flur zu Totos Zimmer ging, um nach dem fehlenden Umriss seines schlafenden Körpers zu sehen und sich zu vergewissern, dass er ruhig und gleichmäßig atmete.

Die Erinnerung ist wie ein wohltrainierter Boxer, ihre Schläge treffen so blitzschnell, dass es hoffnungslos ist, ihnen ausweichen zu wollen. Manchmal wünschte sie fast, sie hätte noch sexuelle Gelüste, denn wie jeder, der einmal jung war, wusste auch sie, dass Sex das beste Antidepressivum ist, das es gibt. Sex nimmt der Erinnerung ihre Kraft, hält uns im Hier und Jetzt. Doch der Thom, dem sie in ihren Träumen begegnete, entfachte keinerlei Lust mehr in ihr: In der rechten Hand hielt er stets einen Kletterhammer, während sein linker Arm zu Fels geworden

war; mit dem Hammer hieb er wie besessen auf seinen versteinerten Arm ein, ohne ein Wort zu sagen.

Jedes Mal, wenn sie so eine Traumbotschaft erhalten hatte, rief sie umgehend bei der Polizei an und fragte, ob es Neuigkeiten in Bezug auf Toto gab. »Leider nein, Frau Professorin. Wir hätten Sie sonst gleich informiert.« Sie spürte, wie aus der Hilfsbereitschaft der Polizisten Mitleid wurde, welches ebenfalls nach und nach erlosch. Inzwischen waren ihre Anrufe nur mehr Teil des Jobs. Manchmal hörte sie in der ruhigen, sachlichen Stimme der Polizisten versteckte Abscheu. »Meine Güte, schon wieder diese Frau!« Alice war sich sicher, dass nach dem Auflegen auf der Wache Worte wie diese fielen.

Zwar war der April wie immer völlig verregnet, aber dieses Jahr kam eine ungewöhnliche Hitze hinzu. Unter den Straßenlaternen auf dem Universitätscampus sah man lauter Maikäfer, die sich bewusstlos gestoßen hatten und nun hilflos auf dem Rücken lagen. Ein Käfer hatte sich hinter die Windschutzscheibe von Alices Auto verirrt, und obwohl sie während der ganzen Fahrt extra die Fenster unten ließ, wollte er den Weg nach draußen einfach nicht finden. Wieder und wieder stieß er gegen das Glas. Seine gespreizten Deckflügel glitzerten mattblau.

Die letzten Monate hatten Alice gezeigt, wie sehr sie Toto gebraucht hatte. Ihm zuliebe hatte sie darauf geachtet, morgens zu frühstücken, abends zeitig ins Bett zu gehen, hatte an ihren Kochkünsten gearbeitet. Sie hatte sich Vorsicht antrainiert, denn ihre eigene Sicherheit war gleichbedeutend gewesen mit der ihres Kindes. Wegen ihm hatte sie in ständiger Angst vor den Scheißkerlen gelebt, die sich betrunken hinters Steuer setzen und ihn und sein warmes, kindliches Gesicht womöglich auf dem Fußgängerstreifen zerschmettern könnten, wenn er

draußen unterwegs war. Sie hatte sich gesorgt, dass andere Kinder in seiner Klasse oder gar die Lehrer böse zu ihm sein könnten, schließlich sind es oft ausgerechnet die Menschen im engsten Kontakt mit unseren Kindern, die sich zuweilen unfassbar boshaft zeigen. Alice erinnerte sich, wie sie und ihre Freundinnen früher zusammen ein Mädchen aus ihrer Klasse gehänselt hatten, dessen Kleidung einfach nie sauber zu werden schien; wie sie sie täglich ausgelacht, veralbert, beim Mittagessen mit Bratensoße beschmiert und ihre ohnehin schon schmutzigen Sachen noch dreckiger gemacht hatten, wohl um die Reinheit der eigenen Kleider noch stärker hervorzuheben.

Der Wagen passierte eine Brücke, die vor ein paar Jahren von einem Hochwasser mitgerissen und daraufhin drei Kilometer näher an den Bergen neu errichtet worden war. Ein lautes Hupen holte Alices Aufmerksamkeit zurück auf die Straße. Einige Minuten später fuhr sie entlang des einst für seine Schönheit berühmten Küstenstreifens von H. Schon vor vielen Jahren hatte ein Firmenkonsortium dort den Gutteil eines Bergs einfach abgetragen, die Fläche zubetoniert und darauf einen Erlebnispark errichtet. Vom korrupten Gouverneur des Landkreises gedeckt, hatte man sich danach noch weiter am umliegenden Berghang zu schaffen gemacht, bis vor neun Jahren ein größeres Erdbeben das Gelände so stark verformte, dass der Betrieb des Parks eingestellt werden musste. Die Betreiberfirma entzog sich jeder Verantwortung, indem sie Insolvenz anmeldete. Hinzu kam seit einigen Jahren der deutliche Anstieg des Meeresspiegels und die sich landeinwärts verschiebende Küstenlinie. Die verschwommenen Umrisse des Riesenrades und der Sesselliftstützen wirkten einsam und hilflos. Auf den großen Felsbrocken, die nicht weit

entfernt in der Brandung lagen (und früher Teil des Berghangs gewesen sein mussten), saßen Angler und warteten darauf, dass etwas anbiss. Ihre Boote hatten sie an einem der Pfeiler des Sessellifts vertäut. Die jetzt deutlich höher liegende Schnellstraße hatte man verharmlosend »Neue Küstenstraße« getauft.

Als Alice sich dem kleinen, markanten Häuschen näherte, in dem sie wohnte, fielen durch den feinen Nieselregen hindurch eben ein paar Sonnenstrahlen auf die Erde. Es regnete zwar weiterhin, aber verglichen mit dem Dauerregen der letzten Wochen ging das bereits als Gutwettertag durch.

Ihr Haus hatte schon immer am Meer gelegen, doch Alice vermochte nicht zu sagen, seit wann das Meer so nahe herangerückt war.

Sie schloss die sinnlos gewordene Haustür auf und blickte sich um. Das Sofa, das Wandbild, das sie und Thom gemeinsam gemalt hatten, die Deckenlampe von Michele De Lucchi, die einst wohlgenährten, inzwischen jedoch längst verdorrten Topfpflanzen ... Jeden Gegenstand im Haus hatten sie und Thom gemeinsam ausgewählt. Und die Mulde im Kopfkissen, die kleinen Handtücher im Bad, die Kinderzeichnungen an der Wand, sie alle zeugten von Totos Existenz.

Während sie sich so ein letztes Mal umsah, fiel Alice auf, dass sie das Aquarium vergessen hatte. Die Fische nach ihrem eigenen Ableben einfach stumm und hilflos auf ihr Ende warten zu lassen, brachte sie nicht über sich. Auf dem Sofa sitzend dachte sie eine Weile nach, bis ihr Mickey einfiel, einer ihrer Studenten. Er interessierte sich für Aquarien und würde es ihr vielleicht abnehmen. Als sie sich daranmachen wollte, den Gedanken in die Tat umzusetzen, erinnerte sie sich, dass sie kein Handy mehr hatte. Festnetz und Internet hatte sie ebenfalls schon gekündigt. Sie

überlegte kurz, dann beschloss sie, noch einmal in die Universität zu fahren. Die Fische und das Wassergras würde sie Mickey aufdrängen, und falls er am Aquarium selbst interessiert war, konnte er es natürlich auch mitnehmen. Als sie sich auf den Weg machte, zeigte die Ladeanzeige des Autos nur noch Strom für dreißig Kilometer an.

Vom Büro der Fakultät aus meldete sie sich bei Mickey. Kurz darauf erschien er, mit einem Mädchen im Schlepptau. Sie stiegen zu Alice ins Auto. Mickey hatte den Körperbau eines Athleten, doch sein Blick war zurückhaltend, fast ein wenig unterwürfig. Alices Erfahrung sagte ihr, dass er ein typischer Vertreter der Sorte von Studenten war, die eine große Leidenschaft für Literatur mitbrachten, aber keinerlei literarisches Talent. Mickey stellte ihr seine Freundin Jessie vor. Ihr Blick hatte etwas Schelmisches, sie war weder besonders zierlich noch besonders kräftig, von Kopf bis Fuß mit Schmuck behängt, hatte schöne weiße Haut und ein recht niedliches Lächeln, unterschied sich also alles in allem kaum von jedem anderen Mädchen ihres Alters. Sie trug extrem enge, schwarze Jeans. Sie habe schon zwei Seminare bei Alice belegt, erzählte sie. Merkwürdigerweise war sie Alice zugleich völlig entfallen *und* irgendwie vertraut. Die restliche Fahrt lang herrschte peinliche Stille. Mickey und Jessie taten, als betrachteten sie die Landschaft, und wagten keinen erneuten Konversationsversuch.

Zu dritt durchquerten sie schweigend den Garten und betraten das Haus. Als Mickey das Aquarium sah, war seine Begeisterung nicht zu überhören. Er kniete sich vor das Glasbecken und rief: »Sind das etwa Ku-Fische?«

»Ja.« Einem von Dahos Freunden war es vor einigen Jahren gelungen, sie nachzuzüchten. Die meisten hatte er